Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1926)
Heft: 5

Artikel: Lago Maggiore
Autor: Hausenstein, Wilhelm
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-759985

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Lago Maggiore

Von Wilhelm Hausenstein

Ich will mir ein Inventar des Südens aufschreiben, der mich umgibt. Ich habe Zeit. Ich liege in der Loggia mit der entdeckenden und genauen Aufmerksamkeit des Genesenden, die alle Dinge aufnimmt, als wären sie zum ersten Male aufzunehmen; als wären sie zum ersten Male da; ihre ganze Bedeutung scheint in ihrer baren Existenz beschlossen, in ihrem bloßen Vorhandensein – von welchem ich freilich nicht weiß, ob es der Anfang oder das Ende ist; denn auch die letzte Erscheinung des Seienden sieht man nicht anders als die erste; es gibt keinen Unterschied zwischen Zuerst und Zuletzt, keine Spannung zwischen Anfang und Ende... Ich will mir selbst sagen, worin dieser Süden besteht. Ich will es mir nicht gerade aus einem Gefühl der Verantwortlichkeit sagen; denn meine Empfindung, mein Bedürfnis ist neutraler; ich gebe mir Rechenschaft mit einer sonderbaren und naiven Pedanterie, welche ein Äquivalent der Gleichgültigkeit ist... Also: ein Inventar. Dies scheint wenig. Aber es handelt sich im Grunde wohl nicht nur um meinen Zustand und mein Bedürfnis, sondern auch um ein Gesetz der Situation, das in den Dingen verankert ist. Es ist mir wahrscheinlich, dass man im Süden gar nichts anderes tun kann als Inventare aufstellen, Bestände wahrhaben; als konstatieren; das heißt: das Aufgestellte noch einmal zusammenstellen. Der Süden, so scheint mir, begünstigt nicht spekulative Launen; er fördert nicht metaphysikalische Deutungen; wie er gleichsam nur die Feststellung seiner selbst ist, seiner eigenen Tatsächlichkeit, so kann ein Mensch (und nicht bloß der im Liegestuhl des Genesenden) nichts anderes tun, als dies schon durch sich selbst Festgestellte noch einmal aufstellen: dies Dasein, von dem ich sagen würde, es sei seine Immanenz, sich selbst zu konstatieren. Ich liege, soll mich nicht rühren und will es nicht; das Herz braucht Ruhe und ergibt sich ihrer tiefen, gänzlich ungewohnten Annehmlichkeit. Doch nicht nur, weil ich nichts tun kann, weil es mir versagt ist, und weil ich so herzlich gern darauf verzichte zu rasen wie sonst – nicht nur deshalb muss es bei dem sein Bewenden haben, sondern auch deshalb, weil man im Süden gar nichts anderes tun kann als den durch sich selbst vorgetragenen und bestätigten Bestand der Dinge noch einmal aufstellen – oder vielmehr: ihn stehen zu sehen... Wie gut, von aller Metaphysik befreit zu

sein und liegend anzuschauen, was ist; wie gut, dass alle Bedeutung sich im einfach Sichtbaren und Greifbaren vollendet.

*

Ich brauche mir nicht vorzunehmen, pedantisch zu sein. Ich bin es leicht und gerne. Pedanterie wird ein Wort für Wahrnehmung und anschauliches Erinnern. Eins nach dem andern. In Zürich war Schnee; in den Vierwaldstättersee hingen die Wolken, und wo der graue Vorhang zerrissen war, da wurde nur das stumpfe Schwarzgrün der Fichten gesichtet, die ohne Zeichnung ineinander standen. Als wir aus dem Gotthard fuhren, war der Himmel da: vergissmeinnichtblau mit zartgrünen und rosaroten Schimmern. Es waren keine Fichten mehr an den Bergen; die Berge waren kahl, aber kein Berg mit Wäldern aus Laub und Nadeln war jemals schöner gewesen. Graubraun auf Graubraun, nicht häufig, ein weitmaschiges und etwas knorpliges Gespinst, standen auf den Gründen Stämme und blattlose Äste zahmer Kastanien. Man nennt sie zahm, aber sie wachsen wild; welche Allegorie des Südens! Das Geräusch von Hämmern in Steinbrüchen; würfelförmige Häuser ganz aus dunkelgrauem Stein, auch ihre grauen Ziegel steinerne Platten; unverputztes Gemäuer. Der Wald ist fort. Das Holz ist fort. Der Stein hat angefangen. Einhegungen von Gärten und Feldern sind aus roh behauenen Granitplatten aufgerichtet; die Platten stehen nebeneinander wie Zähne; sie umgeben das bezeichnete Eigentum wie ein Gebiss. „Herkos odonton". Das Gehege der Zähne. Wir überqueren die Grenze Homers. Nach genauer Ordnung sind steinerne Planken in die Rebäcker südlicher Hänge gesteckt. Wir haben hölzerne Stecken in den Rebbergen, und wie lieben wir unsere Rebberge. Aber wie lieben wir vollends die südlichen Rebberge mit den steinernen Pfosten... Die granitenen Pfähle sind die Gegenwart der Antike; nicht mehr, nicht weniger. Wir befahren die Zone des Theokrit. Irgendwo, nur irgendwo, doch mit der unvergleichlichen topographischen Richtigkeit des Idealen und Symbolischen, steht die erste Palme. Sie ist klein, unansehnlich, an den Spitzen der Fächer vergilbt. Es ist ein Zufall, dass man sie gewahrt; man sieht sie, weil man sie hört; der Zug hat angehalten; ihre Fächer, starr in sich selbst, nur im ganzen beweglich, klappern vom Abendwind, der im Grau der Dämmerung alle Dinge noch einmal gelten macht, bevor sie vergehen. Noch in der vorgerückten Stunde, da alles Licht sich in die bleiche Bläue des Himmels hinaufzieht, wird in dem Tal, durch das wir reisen, das Gesetz des Südens deutlich: auch in der

Dämmerung fasst sich die einfache Sichtbarkeit der Dinge, die breite Übersichtlichkeit, beinahe Durchsichtigkeit der Dinge noch einmal gänzlich klar, vollkommen schaubar in sich selbst...

In Bellinzona spazierten wir auf dem Bahnsteig. Dieselbe Luft, kein Zweifel, wäre im Norden kalt gewesen; schwerlich maß sie mehr als drei oder vier Grad; hier aber schien sie lau. Sie hatte einen anderen Hintergrund; maß man im Norden die Wärme an der Kälte, so maß man hier die Kühle an der heißen Norm; die Wärme war der Hintergrund. Gegen den schwindenden Himmel standen die Zinnen und Scharten der Zitadelle. Sie glichen den Scharten und Zinnen jener Festen der Skaliger in Verona und Sirmione. Die Schärfe der Profile wäre nicht auszusagen; kein Messer, keine Säge kann feiner schneiden, und Eis ist nicht unbeweglicher gefroren und nicht kälter als wie die Silhouette der Zitadelle vor dem noch lichten Abendhimmel kalt und schneidend stand. Aber der Augenblick war nur ein Muster der Deutlichkeit des Südens, und die Kühle diente nur, das Laue zu verbergen. Dann war Nacht. Den Süden erkannte man nur noch an dem Lombardischen der Ticinesen im braunen, etwas räucherigen, fahl-rotgelb beleuchteten Coupé, das sonst irgendwo sein mochte. Doch mit vervielfachter Plötzlichkeit stand mitten in der Nacht der Süden da, als wir in Locarno den Bahnhof verließen. Es war nicht viel zu sehen: da war nur das Drumher eines südlichen Bahnhofs mit Hotelwagen, Dienern, Automobilen, mit sorgsamen Pflanzungen, reinlichen Straßen und blanken Läden. Kaum etwas war zu prüfen: die Lichter droben am Berg zur Rechten, in Orselina, in Brione, konnten in Baden-Baden oder Badenweiler sein. Und dennoch war es anders durch ein Verhältnis zum Ganzen, in der Mischung. Wusste ich im voraus, dass ich die Lichter und die Automobile und die Hotelgärten, denen freilich schon im Dunkel eine bauschige Üppigkeit abzusehen war, anders beziehen würde, wenn wir erst durch die Stadt gefahren wären, wie wir nun taten? Im Augenblick waren die großen Dimensionen erfasst, die auch den kleinsten Städten des Südens zugehören. Das Maß, der Sinn und die Mitte der Beziehungen waren jetzt gesichert. Jetzt – durch vier oder fünf Lichtscheine auf die breiten, roten, gelben, blauen, weißen Mauerflächen und den rechten Winkel einiger italienischer Häuser; jetzt – und als wir durch eine Allee von Palmen vor der Tür des Hotels angekommen waren.

*

Der erste Morgen war kalt; aber er stand im Glanz der Sonne und in einem Versprechen mittäglicher Wärme. Etwas zu unternehmen war nun weder erlaubt noch erwünscht; ich sah den Gasthof und seinen Park, und dazu bedurfte es nur weniger Schritte. Da stand ein langes Haus; einfach, mit der Schönheit des nur eben Gebauten; eine lange Hausfront mit mäßig vielen Fenstern, am linken Flügel durch eine Säulenstellung ausgezeichnet, die zwei Stockwerke verband und etliche Loggien beinahe kolossalisch rahmte. Das Haus war gelb gestrichen, mit lichtem Ocker. An die rechte Kante dicht geschmiegt schwärmte leise ein Mimosenbaum mit einem Schwall zitronengelber Blütendolden, deren pastellene Leichtigkeit von dem zarten Seegrün der nadelfeinen Laubwedel in ein unendlich zierliches, dennoch nicht ungewichtiges Relief gehoben war... Ich erinnere mich; ich sehe es nicht, kann es zu dieser Stunde nicht sehen. Aber das Bild ist im Gedächtnis des Liegenden, und die Erinnerung wird ewig sein. Ich ruhe in meiner Loggia; am anderen Ende steht der Mimosenbaum; ich sehe ihn nicht, aber ich weiß: dort hinten, an der anderen Kante des Hauses ist der Baum, leicht überhängend nach der einen Seite, der wärmeren, mit reizender Kurve, in süßer Hingebung, und sein Dasein beruhigt mich fast am meisten; gleich der Sicherheit eines gewohnten Zeichens... Den Garten sehe ich jetzt freilich unter mir wie am ersten Tag: in der Mitte steht der riesige Magnolienbaum, der größte am See nach der Versicherung des sachlichen und patrizisch feinen Wirtes; das Laub ist an der Oberseite wie lackiert mit Russischgrün, an der Unterseite wie mit Rost beschlagen. Der wunderbare Baum; seine Natur ist so schön wie die Kunst. An seinem Fuß steht ein uralter Steintisch mit uralten Steinbänken. Rings um den Baum reihen sich Kamelienstauden mit hochroten, rosaroten und weißen Blüten. Die wunderbaren Blüten. Ihre Natur ist so schön wie die Kunst. Die Gartenmauer gegen Süden ist mit Orangenbäumen gesäumt; die idealisch reifenden Früchte sind ein wahres Dickicht im Dickicht des metallisch glänzenden Laubes. Sonst stehen als natürliche Gehege dicht gedrängt die Bambusstauden, deren Halme nicht zu brechen sind; die schmalen Blätter, blassgrün und schwach neben dem dunklen, blanken Grün und der gleichsam galvanischen Starre des Orangenlaubs und auch der Lorbeerblätter, zittern im Hauch des Morgens. Es zittern und klappern die Fächer der Palmen hoch über den Stämmen, die von kokosbraunen und aschgrauen Fasern wie von dürren Bärten umsponnen sind; oben an den Stämmen, zwischen den Ausfahrten der Palmblätterstiele, dörren die Palmtrauben; dort wo im Mai die gelben

Palmblütendolden wieder stehn werden. Aber die Merkwürdigkeit des Gartens ist nicht die Magnolia, nicht die Pracht der Orangen, in denen die Vollkommenheit der Natur mit der Vollendung der Kunst übereingekommen ist, nicht das Zittern des blanken Laubes an den Bambushalmen und nicht das schnelle Klappern der Palmfächer, die steif aneinander rühren; sondern die schöne Araukaria. Ich gedenke der Tannen meiner Heimat; darf ich nicht glauben, die Tannen des Schwarzwaldes zu lieben? Allein ich kann mir nicht verhehlen, dass die starrenden Glieder dieser Araukaria mich heftiger wundern. Sie scheint nur das Gerüst eines Baumes, sozusagen das nackte System; ist sie mehr, so trägt sie höchstens eine knappe Rüstung aus Schuppen, die sich zu kurzen Stacheln spitzen. Sie ist dunkel wie hier das meiste Grün. Sie ist der künstlichste der künstlichen Bäume, die hier so sehr die Regel sind. In ihr hat das Gesetz des südlichen Wachstums am reinsten sich dargetan: Gesetz, nach dem Natur schier mit der idealischen Einfachheit eines mechanischen Kunstwerks gedeiht; Gesetz, nach dem die wachsenden Dinge in der Einfachheit geometrischer Grundformen eine unvergleichliche Üppigkeit erreichen. Natur ist Natur, ohne in jene Liberalität auszuweichen, die dem Begriff Natur in unserem schwächeren Norden zugehört. Sie scheint ihr Maß an der Kunst zu finden; ich wage zu sagen: am Künstlichen. Doch wenn das Künstliche, das fast Mechanische in die Natur zurückkehrt, um in ihr vollends sich zu verwirklichen, so ist Natur nicht nur eine Hälfte in diesem Spiel des Ausgleichs; sie ist ganz und gar Natur; an scheinbar künstlichen Gebilden überzeugt sie so mächtig, wie allein das Natürliche überzeugen kann.

... ich liege in der Sonne und denke des gelben und nilgrünen Mimosenbaums. Das Herz schmerzt wie ein überdrehter Muskel, und durch die Rippen scheinen Stiche in die Mitte des Lebens zu fahren. Doch mir ist wohl. In diesem Lande sieht man deutlicher als irgendwo auch das, was nicht vor Augen ist. Ich habe es nicht nötig, aufzustehn und hinabzusteigen, um jene Pflanzung erbsengrüner Kakteen und kalkig patinierter Agaven zu erblicken, die drüben beim Funicolare in der Sonne siedelt. Ich sehe sie in meinen geschlossenen Lidern, die von der Sonne bebrütet werden, genau genug, und in den Fingern habe ich das vollkommene Gefühl von der Härte oder Weiche jener ovalen Scheiben, die bizarr aufeinandergesetzt, bizarr mit Warzen und langen Stacheln besetzt sind. Ich entsinne mich, noch überrascht, des Tastens an Kakteenfleisch; des Tastens, welches das Ziel eines Ausflugs von drei Minuten gewesen ist; es war wie das Tasten an der straffen Elastizität eines jungen

und gesunden Körpers, den die Säfte schwellen. Ich gedenke des Igels, den ich am ersten Morgen im Garten schlafend fand. Er war nachlässig aufgerollt und schloß sich schleunig unter der Berührung. Ich weiß seinen Platz. Vorzeitig aus dem Winterschlaf erwacht, bäht nun gewiss auch er sich in der Sonne; eine Tierkaktee. Und mir genügt zu wissen, dass ich, dürfte ich und wollte ich mich jetzt erheben, auf der Gegenseite der Agaven und Kakteen einen Rebhang gewahren würde, der in granitene Pfähle gefangen ist; ich höre die Scheren der Winzer, welche die überschießenden Zweige kappen; das Geräusch entzückt mein Ohr, aber die Klarheit des Bildes ist nicht bloß eine reizende Assoziation... Und wieder schaue ich umher. Irgendwo drunten, doch nicht in leidiger Unordnung, sondern nach einer Fügung, die nur den Zauber des Zufalls hat, reifen Zitronen. Da und dort ist der Horizont mit Zedern und Zypressen besteckt; vergeblich suche ich nur das Rosa der Mandelblüte, das silbrige Grün des Olivenlaubs und die kurzen Stämme des Ölbaums. In blanken Blättern eines Kampferbaumes fängt sich das Licht der Sonne; es schimmert mattgolden an dem Stroh, in das empfindlichere Schäfte eingebunden sind. Das Auge, kaum mein eigenes, denn es scheint mir nicht mein Attribut und nicht mein Mittel, sondern nur ein merkender Sinn, der meinem Herzen so nahe und so ferne ist als dem Allgemeinen und dem Einzelnen dieser ganzen Natur, schaut über die Stadt hin und aufwärts zu den Hängen und Kämmen der Berge. Die Stadt liegt klar; sie ist reinlich aus Würfeln gefügt; sie ist ein Bild der ungebrochenen Ordnung. Sie ist eine Kalligraphie – und eine lateinische. Sie ist Antiqua, jenseits oder vielmehr diesseits aller Fraktur. Kein Giebel im ganzen Gesichtsfeld; keine scharfe Spitze und kein Knick. Die Berge, krampflos entstanden, mit großartiger Einfachheit des Schnittes, stehen braun; die Umrisse der Höhen sind vom Schnee gezeichnet. Ich liege still; ich ruhe aus; ich denke des weißen Kreuzes auf dem Berg, der hinter dem Hotel sich steil zur Höhe hebt. Ich sehe das weiße Kreuz und nehme es an. Ich stelle es über mich und lege mich darunter. Ich schlafe ein, und die Sonne bescheint mich.

*

Nun bin ich, will mir scheinen, dennoch wieder aufgestanden, obwohl ich nicht soll, und gehe spazieren; erst langsam, mit unechter Vorsicht, dann rüstig, schnell. In der Tat: dies ist der Garten; hier ist die Steinsäule, deren Kapitäl den marmornen Nerokopf trägt, und aus dem oben offenen Schädel hängen rote Blumen über, wie aus einem Topf oder aus einer Vase. Dies sind die Kamelienstauden mit den roten, rosenfarbenen

und weißen Blüten, welche aussehen, als wären sie von hübschen Mädchen in einer Manufaktur aus täuschendem Papier gemacht; Kamelien mit den geliebten Blüten, die steif sind wie die Kunst und schön wie die Natur... Ich steige abwärts auf dem Katzenkopfpflaster; vorbei an dem Häuschen des wunderlichen Franzosen, der mit einer Äffin aus der Familie der Schimpansen lebt; dort hockt sie, frisst Äpfel, reckt den Unterkiefer zärtlich zu dem Herrn hinauf, der ein Modell des van Gogh zu sein scheint, weist die rosarote Tiefe ihres Maules – begierig zu küssen und zu rauchen; und jetzt hantiert sie unanständig eine Automobilhupe... Nun laufe ich auf der Piazza umher; will etwas kaufen gehn und weiß nicht was – eine Postkarte oder eine Briefmarke oder jene blaue Brille, die über dem Laden des Ottico golden gefasst und riesig ins Freie ragt; oder eine Schachtel marrons glacés. Rings umgeben mich mächtige Wände, nicht oft mit Fenstern durchlöchert, bemalt mit Ochsenblut, mit Ocker und Himmelblau; in der Tiefe sind die Höhlen der Arkaden heute wie geträumt, und die Loggetta hoch auf dem Dach, mit Wäsche behangen, ist sehr unbegreiflich... Ich will nicht steigen, aber ich steige. Mit unfasslicher Schnelligkeit bin ich auf der Straße angekommen, die von Orselina nach Brione führt. In den Loggien des Sanatoriums liegen die Lungenkranken auf Liegestühlen. O weit entfernt – immerhin, zu denen dort droben gehöre ich nicht! Ich esse marrons glacés und betrachte die Berge drüben über dem See. Sie sind braun, fast wie ein Gebirg am Rand der Wüste. Sie sind braun wie Löwen, sie haben ein fahlbraunes Fell. Wer hat gesagt, dass sie einen Pelz anhaben, den man mit den Fingern krauen könnte? Antinous hat es gesagt, der Liebhaber des Vermeer van Delft. Übrigens: Vermeer ist eigentlich ebenso klassisch wie die Vedute von Locarno: klar, räumig, standhaft, würfelig, geordnet, rund... O nein – es ist ganz klar: ich träume nicht; denn wiewohl ich in Begriffen träumen kann: dies kann ich nicht geträumt haben; dies habe ich gedacht; dies ist mir eingefallen; vielleicht habe ich vorhin geträumt – von dem Nero und den steifen Kamelien; aber jetzt bin ich in wachen Gedanken. Wie war es nur? Die Felle, die fahlbraunen Pelze, die Löwen und die Berge am Lago maggiore. Die abgeholzten, abgebrannten Berge, braun wie Rembrandt, mit den weiten, kaum gebrochenen, nur wundersam geschweiften und gebogenen Linien und freilich, freilich den zackigen Kämmen, die vom Schnee gezeichnet sind... Nicht eine einzige Fichte, weder hier noch drüben. Ich steige weiter. Es ist rätselhaft: ich bin schon oben. Hier, Mutter, ist die Schwedenschanze; dort unten liegt Hornberg an der

Schwarzwaldbahn. Diese Granitplatten decken Schwedengräber aus dem dreißigjährigen Krieg. Das große weiße Kreuz bezeichnet das Grab der Königin Christine oder Swedenborgs; ich weiß es nicht. Aber was ist nur unter dieser Platte? Sie hebt sich. Eine enorme Lacerte kriecht darunter hervor; ich verstehe nicht, denn die Lacerten von Locarno sind so winzig... Aber es ist ja keine Eidechse. Es ist eine Löwin. Antinous – geben Sie mir Ihr Gewehr. Diese Löwin soll Ihnen gehören. Ich lege an. Ich treffe sie fünfmal hinter dem Ohr. Aber dies ist keine Löwin; die Löwin sind Sie, und offenbar liegen Sie auf einer Ottomane, in einem Zimmer, und dies Zimmer mit dem Clavecin ist von Vermeer van Delft gemalt... Antinous steht auf. «Ich werde nunmehr die Regierung an mich reißen.» «Gut! Sprechen Sie mit dem Portier. Gleich dort ist seine Loge.» Antinous steht auf und geht in die Wand. In der Wand, die durchsichtig ist wie blaues Glas, steigt er in die Höhe, ohne auf Stufen zu treten. Mit einem Male erscheint er auf dem Dach, in der Loggetta, zwischen wehender Wäsche. Nun hat er also in der Tat die Regierung an sich gerissen... Ein ziehendes und drückendes Gefühl in der linken Brust, Herzklopfen, Stiche. Ich erwache in eine gleißende Helle – in ein Licht, das, dünkt mich, von Rembrandt gemalt ist. Am Tisch sitzt der Freund. Er blättert in den Bogen der Hasencleverschen Übersetzung Swedenborgs. Nun legt er Swedenborg auf den abscheulichen Rohrtisch zurück und nimmt den Band mit den Radierungen Rembrandts. «Schlafen Sie weiter.» «Ich mag nicht mehr. Ich habe Ihnen einen kuriosen Traum zu erzählen.» Und ich erzähle ihn. Wir sind betroffen, wir sind etwas beängstigt und suchen Bedeutung... Da nimmt er den Rembrandtband, und wir fragen einander, welches die schönsten Radierungen sind...

*

Nichts scheint mir in diesem italienischen Lande so eigentümlich und bemerkenswert als das Wirkliche der Dinge: ihr stiller und selbstverständlicher Stand im Tatsächlichen. Diese Häuser, diese Natur: alles erschöpft sich völlig in der baren Existenz. Weder dahinter noch davor oder dazwischen ist etwas zu suchen. Es gibt kein Davor, Dahinter und Dazwischen. Jedes Ding ist gänzlich und nur das, was es ist; gänzlich und nur das, als welches es wahrgenommen wird. «Das Geistige?» Aber wer sagt, dass bloße Wahrnehmung des Seienden nicht dem Geist genugtue? Dies eben ist das Wunderbare und so tief Befriedigende: dass Sinn und Geist zusammenkommen und in der Einheit ohne Deutung gesättigt sind.

Hier könnte man lernen, fromm zu sein, ohne den Gedanken des Jenseits ein einziges Mal zu denken. Ich mache gern die Wanderung durch die Kirchen, von San Francesco über San Vittorio bis zu San Quirico am See. Wie war es nur – «die Andacht?» Die «Empfindung?» Ich sehe die romanische Fassade von San Francesco, sehe die Balusterrosette, sehe die Tierreliefs, die irgendwo, nur gerade irgendwo, fast überhaupt nicht, aber richtiger als aus einem Plan in die Mauerfront gefügt sind und aussehen wie aus Lebzelterformen gekommen. Um einen Augenblick: vielleicht, dass dieses «Irgendwo», das so unvergleichlich richtig ist, freilich zu metaphysischen Launen spräche; vielleicht ist dieses «Irgendwo» ein barbaresker Einfall von Germanen her, die ihr Blut in die Völkerwanderung und in die Lateiner hier unten geschossen haben. Aber nichts zwingt, bei exzentrischen Vorstellungen zu verweilen, denn das Konzentrische ist stärker und vermag noch mehr, als Metaphysica aufzuwiegen. Hier der Grabstein der Orell gegenüber San Francesco ist schwarzer und weißer Marmor, in wechselnder Fügung, sehr tatsächlich wie Erinnerungen aus Siena und Orvieto und ganz unmetaphysisch; dieser Adler aus weißem Marmor ist genau wie alles Heraldische, und wenn er rührt, so überschwemmt ihn doch niemals der Überfluss eines Gefühls. Die Glocken der Kirchtürme schwingen sichtbar; man sieht, wieso sie läuten, und der das Herz bewegenden Schönheit des Tons ist das Beruhigend-Begreifliche so nahe. Die Krypta in San Vittorio ist eher einfach antikisch als jene Krypten zu Freising und Augsburg, in denen die nordische Mythologie ihre heidnischen Heimlichkeiten zweideutig hinter den christlichen versteckt; einfach antikisch und nichts als das – es sei denn ein Ridotto für Liebespaare. An der Höhe des niedrigen, des gar nicht maßlos strebenden Campanile, der vielmehr in der Nähe der Erde bleibt, reitet im Relief ein marmorner Reiter; gab es je in der Krypta einen Schauer, so ist er von dem weltlich schönen Reiter in der Sonne ausgeglichen, und alles steht wieder in der Einheit des Tatsächlichen, welches alles ist, doch nichts – dem Phöbus Dank: gar nichts bedeutet. San Quirico abseits am See hat das Rätselhafte der Ruine – nämlich für uns. Denn der Mesner, der ein Fischnetz flickt, und die Mesnerin, die rote Socken stopft, sind ohne alle Unheimlichkeit hier eingerichtet. San Quirico – eine Kirche aus Stein, zum Beten, zur Verrichtung des Betens, daneben ein Campanile – wie ein Campanile beschaffen ist. Nicht ein Hauch von einem Odem aus Jenseits. Sondern der stille Stand des Diesseits in der Sonne. Leugnet man das Jenseits? O nein. Doch man lässt es; man lässt es sein – als etwas an sich; als

das andere, welches so sehr das andere ist, dass es nicht in die Betrachtung oder nur in eine diesseitige Mechanik der Betrachtung kommt. Der Mesner zeigt die Kirche; ein ödes barockes Interieur. Er steht mit dem Rücken gegen die Wände, zu den Gästen gekehrt, und deutet mit dem gereckten Daumen hinter sich: e questo è San Quirico. Er sagt: questo. Wir hätten mindestens erwartet: quello.

*

Wir waren in Ronco über dem Lago Maggiore. Wir standen vor Intragna in der Val d'Onsernone und liefen gemächlich darin umher. Mitten im Tal erhebt sich wie eine Sperre ein Hügel. Ein Haupt steht aus dem Boden des Tales auf. Ein Städtchen sitzt darauf wie eine feste Krone aus einem einzigen Stück. Ronco ist ein einziges Wesen. Es ist ein Dorf aus vielen Häusern, aber selten habe ich ein Vieles aus Häusern gesehen, das so in Eins gebunden wäre. Dies Dorf hoch über dem See ist wie ein einziges Haus; ist wie ein einziger, in sich kunstreich gegliederter Stein, ein Stein mit Steigen, Treppen, Mauern, Mäuerchen, Wegen, Gängen, Bögen in seinem Innern. Alles drängt, nur eins zu sein. Dies ist Einfachheit und Sicherheit. Der Blick von Ronco auf den Lago, über Brissago bis hin nach Canobbio im Regno, ist eins. Sähe man Pallanza und Stresa und die Isole Borromee des Jean Paul – der Blick auf den See wäre aus der Einfachheit und Sicherheit von Ronco immer nur eins. Mir will in diesem Augenblick scheinen, als sei die Schönheit der nordischen Landschaft nicht dermaßen ins Ganze gefasst, sondern mehr im Einzelnen, Intimen, gleichsam Unöffentlichen aufbewahrt; es sei der Gegensatz zwischen dem Nacheinander der freien Verse und dem Simultanen, in sich Einen und Gleichen des Sonetts. Die geliebten Steinmauern allenthalben hier oben, bestimmt, Eigentum zu umgrenzen, trennen nicht, sondern verbinden. Das Eigentum, das Einzelne, das Abgegrenzte ist kaum mehr eine Variante der Gemeinschaft; das Viele ist durchaus im Totalen, nie im Besonderen beschlossen.

*

Wir haben die Demagogie der plastischen Gruppen um die Madonna del Sasso gesehen. Ein Abendmahl; eine Ausgießung des heiligen Geistes; unten am Stationenweg, wo die vielen kleinen, enttäuschend kleinen Eidechsen zwischen den Veilchen und den stumpfsinnigen schwarzundroten Feldwanzen huschen, den Vorübergehenden panisch schreckend, eine Heimsuchung Mariae durch Elisabeth. Wir entsinnen uns nicht

je ein so duchaus naturalistisches Barock gesehen zu haben. Es ist phantomatisch im Sinne des Panoptikums. Es ist entsetzlich anziehend; nicht wie die Kunst, sondern wie der Trick; viel anziehender noch als das Variété – viel gefährlicher. Die Zweideutigkeit unseres Barocks schlägt nach der Seite der Kunst aus und also endlich, zu allerletzt, des Jenseitigen. Aber dies Barock, dies südliche, schlägt unzweifelhaft nach der Seite des Realen aus, also nach dem Diesseits. Es steht auf der niedrigen Plattform der Zaungäste, die staunen und ihre Ausrufe unter die Faxen und Affektationen und mimischen Eitelkeiten der Apostel mischen. Wir erschrecken sehr und hätten darum wohl gerne ein Exemplar von Kunst vor Augen. (Natürlich.) Nach einer halben Stunde, auf dem Heimweg, bedenken wir: ein Land, das so im Wirklichen steht, erträgt die vorgetäuschte Wirklichkeit sicherlich mit anderen Nerven als wir, die von unsren Künsten her nur den raffiniertesten Maßstab des Zweideutigen haben, während die Kunst im Süden nur immer, so oder so, die Bestätigung des standhaften Daseins ist; hier sind die Nerven von keinem Widerspruch, von keiner Unterscheidung beunruhigt, ohne Choc, naiver; und man muss wohl solchen travestierten, am Ende auch ironischen Ausschlag einer kecken Kunst ins trompe l'œil, ja ins Wirkliche, vertragen, um selbst ganz wirklich zu sein und im Wirklichen zu leben, im ganzen der Kunst aber so einfach und so fest sein... Die Wirklichkeit auch als das Extravagante. Immer die Wirklichkeit. Und noch: es gehört vielleicht zum Gleichgewicht dieser Welt, dass Kunst so durchaus natürlich ist, wo Natur in diesem erhabnen Maße künstlich scheint – künstlich wie die Kugeln der Orangen, wie die (so scheint es) von feinen Mädchenhänden aus rosa Wachs geformten Kamelien. Ist Natur wie Verwirklichung des Abstrakten, so mag Kunst füglich gar eine Verirrung in ein Labyrinth der Natur sein...

*

Dennoch war das Barock von der Madonna del Sasso ein Wegzeiger nach Hause, ins Zwielicht der Heimat. Und nun ereignet sich, was wir von München her gewöhnt sind: ein fauler Föhn, in seinem Gefolge Schnee und Hagel, Sonne und Regen auf fünf Tage. Ich lese Swedenborg. Ein erstaunliches Buch. Das Fernste, Letzte, Äußerste – und alles ganz nahe und durchaus deutlich bis in die innigste Einzelheit. Ich verstehe nicht alles; vermag nicht alles hinzunehmen – aber ich wage auch nicht die Ausflucht, zu bekennen, dies Buch sei «schön». Denn hier kommt es auf die Sache an, nur auf die Sache: Ja, ja – nein, nein; und

das Schöne ist nur eben selbstverständlich, kaum beiläufig... Zwei Dinge verstehe ich gewiss, und ich nehme sie, wie es hagelt und schneit, dass Körner und Flocken auf meinem Federbett in der Loggia schmelzen, als Wahrheiten in mein Herz, das leise zieht, drückt, sticht: Wer auf Erden gelebt hat, stirbt nicht, und seine Unsterblichkeit steht in dem persönlichen Umriss, in der individuellen Physiognomie, die in dem Leben auf Erden durch Tun und Lassen vorbereitet sind; die Seele ist eine Person. Dies ist das eine. Das andere dies: nach dem Tode geht jeder dahin, wohin er will; der Böse wird die Hölle lieben; der Gute, vielmehr der andere (denn wer ist gut?) wird das Paradies wollen – jeder wird seine absolute Identität erstreben und in ihr sein gutes oder übles Wohlsein finden... Dies glaube ich. Was weiter mich betrifft: da man mir glaubt, dass ich die Künste liebe, so hoffe ich, nach meinem Tode auf Swedenborgs Wort hin ein Gärtner zu sein in einem Garten, der diesem Garten gleicht, in dem die Kamelien und Orangen jetzt unter dem Schnee frieren – doch dann und immer ohne Schnee...

Am letzten Morgen habe ich den Igel an seinem Platz im Garten, nahe der Araukaria aus Chile, tot gefunden. Die Sonne beschien ihn vergeblich; er war am rosigen Bäuchlein kalt; die Stacheln stellten und spreizten sich nicht mehr; er ließ sich alles gefallen. In der Betrübnis bestieg ich den Funicolare nach Madonna del Sasso, um von der Straße herab zwischen Orselina und Brione noch einmal den See zu sehen. Ich sah ihn; er und alles um ihn war schöner als je. Die Sonne war im Schnee erneuert und ihre Hitze war unbeschreiblich rein. Alles stand frisch und gewiss – «wie am ersten Tage»: in gemäßigter Erfüllung, keiner Spannung bedürftig; nirgends fingiert, allenthalben faktisch; ohne Bezug über sich selbst hinaus und dennoch (oder gerade darum) vollkommen; in der Vollkommenheit aber nicht eine Sekunde unerträglich, sondern nichts als angenehm. Weltanschauung – Anschauung der Welt; Hinblick; contemplatio mundi; ja weniger als dies: das «Mit-darin-sein», die Zugehörigkeit zum Gegenstand... Ich wanderte am Nachmittag allein ins Delta der Maggia und fand mich ein wenig wie in der Blässe und aschigen Blondheit des nördlichen Märzen; und dachte nach Hause. Der Steine würden weniger werden, der Fichten mehr; der blaueste Himmel, côte d'Azur, würde etwa eine Weile mitgehen – vielleicht bis zum Ende des Vierwaldstättersees. Dann würde wieder Zürich sein: Häuschen mit unverständlichen Giebeln am See hin, unter einem schon wieder blassgrauen Himmel, nach den großen Häusern des Südens wie neues Spielzeug aus der Schachtel; auch ein wenig traurig, ein wenig

trüb trotz aller Säuberlichkeit... Und übermorgen würde Lindau dastehn, der Bodensee sich wie Nordsee breiten, groß und etwas öde – doch sehr geliebt auch dann, nicht nur von den Tagen der schäumenden Blüte her und des obstreichen Herbstes; dem köstlichen Städtchen würde nichts fehlen als der Süden oder die bezaubernden Überhänge aus violetten Clematisblüten, die dort den hohen Frühling verschwenderisch zieren; der See würde (wenn wir Glück haben) in jener vagen Süßigkeit liegen, die das fatale Vorzeichen des Faden ist; am Abend würde der Horizont sich öffnen und einen orangeroten Streifen zeigen, der eine Erinnerung wäre. Was würde sein? Es würde sein eine Allegorie des Uneigentlichen, des Nichts, welches vom Jenseits zehrt – nachdem doch alles in Wahrheit gewesen ist...

Und so geschah es.